

Markus Tauschek (Hg.)

HANDLUNGSMACHT, WIDERSTÄNDIGKEIT UND KULTURELLE ORDNUNGEN



Potenziale
kulturwissenschaftlichen
Denkens

WAXMANN

Markus Tauschek (Hg.)

Handlungsmacht, Widerständigkeit
und kulturelle Ordnungen

Potenziale kulturwissenschaftlichen Denkens

Festschrift für
Silke Göttisch-Elten



Waxmann 2017
Münster · New York

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-8309-3711-1

© Waxmann Verlag GmbH, 2017
www.waxmann.com
info@waxmann.com

Umschlaggestaltung: Pleßmann Design, Ascheberg
Titelfoto: Markus Tauschek
Satz: Stoddart Satz- und Layoutservice, Münster
Druck: Hubert & Co, Göttingen

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier,
säurefrei gemäß ISO 9706



Printed in Germany
Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.
Kein Teil dieses Werkes darf ohne schriftliche Genehmigung des
Verlages in irgendeiner Form reproduziert oder unter Verwendung
elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Inhalt

Vorwort. Handlungsmacht, Widerständigkeit und kulturelle Ordnungen	7
<i>Regina F. Bendix</i>	
Georgia Augustin entwirft eine Serie.....	11
<i>Beate Binder</i>	
„Was die Frau von Berlin wissen muss“ Die Stadt um 1900 als Möglichkeitsraum bürgerlicher Frauen	27
<i>Karl Braun</i>	
Utopie vom Fließband? Das System Bat'a: Zlín als Modell einer „Fabrik-Kommune“	41
<i>Thomas Brune & Maike Lange</i>	
Brauchen wir das? Stil- und Sammlungsfragen zu Historismus und Landhausstil.....	49
<i>Christine Burckhardt-Seebass</i>	
Professorenbriefe Ein Streiflicht auf universitäre Beziehungen zwischen Basel und Kiel im 19. Jahrhundert	61
<i>Cornelia Eisler</i>	
Heimatismuseen und Kulturpolitik.....	75
<i>Alexa Färber</i>	
Stadt-Fotobücher als populäre Medien: Die vielen Wege, Öffentlichkeiten für Gedrucktes zu schaffen	85
<i>Elisabeth Fendl</i>	
„Die schlimmen Frauen in Eger“. Zur Folklorisierung von Widerständigkeit	87
<i>Michaela Fenske</i>	
... nachhaltige Praktiken. Kochen im Fokus einer Anthropologie des Schreibens	101
<i>Kerstin Gunnemark</i>	
Zweitwohnsitze in Schweden. Genuss und Kontinuität	117
<i>Heinke M. Kalinke & Tobias Weger</i>	
Zwischen Siedel und Gracht – die Heimatschriftstellerin Marie Ulfers (1888–1960) ...	133
<i>Wolfgang Kaschuba</i>	
Tabu: Zur kulturellen Ambivalenz von Konvention und Konflikt Ethnologisch-Episodisches von Gattenmord bis Erdogan	145

Sabine Kienitz

Zum Geldmachen verführt

Praktiken, Logiken und Netzwerke der Falschmünzerei

Mitte des 19. Jahrhunderts in Württemberg..... 157

Konrad Köstlin

Atmosphärisches: Holzkugelschreiber, Volkskultur,

die UNESCO und eine Ideologie des Immateriellen 169

Johannes Moser

„Gentle fiction“ – Ein Kunst- und Aktivistennetzwerk befördert

Debatten über die urbane Wohnraumproblematik 183

Sven Reiß

Das Kieler „Langemarck-Denkmal“ – Nie errichtet und doch
steinernes Zeugnis.

Von Transformationsprozessen universitärer Erinnerungskultur
an den Ersten Weltkrieg 195

Brigitta Schmidt-Lauber

Die Europäische Ethnologie und die Sommerfrische 209

Kai Detlev Sievers

Die Villa Wegener in Düsternbrook

Das Schicksal einer großbürgerlichen Villa in Kiel vom

ausgehenden 19. bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts 219

Markus Tauschek

Struktur, Widerständigkeit, Handlungsmacht

Studentische Proteste an der Universität Kiel..... 233

Juliane Tiffert

Der „volksdeutsche Bildgedanke“

Über den Einsatz von Fotografien bei den Fahrtenberichten

der Nationalpolitischen Erziehungsanstalten..... 249

Bernhard Tschofen

Lots Weib in der Welt der Gleichzeitigkeiten

Über Blickrichtungen der populären Geschichtskultur 261

Bernd Jürgen Warneken

Politik mit dem Körper

Zur Aktualität des Kulturmusters „Friedliche Straßendemonstration“ 275

Gisela Welz

Die Herstellung von Ländlichkeit 289

Vorwort.

Handlungsmacht, Widerständigkeit und kulturelle Ordnungen

Handlungsmacht, Widerständigkeit und kulturelle Ordnungen – dieser Dreiklang bündelt nicht nur die vielfältigen Schwerpunkte der Beiträge dieses Bandes, er formuliert vielmehr gleichzeitig auch ein Forschungsprogramm, wie es für eine historisch und empirisch-ethnografisch ausgerichtete Kulturanalyse und Alltagsforschung kennzeichnend ist. Denn diese untersucht einerseits kulturelle Ordnungen, deren Herausbildung, die beständige Bestätigung, Legitimierung und Reproduktion dieser und die Effekte machtvoller Strukturen in unseren Alltagen. Und andererseits interessiert sie sich für mitunter subversive oder kreative Formen der Aneignung, für Protest und Widerstand gegen eben jene kulturelle Ordnungen und normativ wirkenden Strukturen, die vielfach unhintergebar sind. Sie interessiert sich für die vielfältigen Handlungshorizonte, die Menschen für sich erkennen und erweitern – oder kurz: für die unterschiedlichsten Formen von Handlungsmacht, denen das Potenzial innewohnt, kulturelle Ordnungsmuster in Frage zu stellen, aufzubrechen oder zu transformieren. Ein solches kulturwissenschaftliches Interesse für das Spannungsfeld zwischen Handlungsmacht auf der einen und strukturierten und strukturierenden Ordnungen und Ordnungsmustern auf der anderen Seite kommt ohne eine historische Perspektivierung nicht aus.

Silke Göttisch-Elten hat diese historische Perspektivierung in der Europäischen Ethnologie/Volkskunde/Kulturanthropologie/Empirischen Kulturwissenschaft in größeren Studien immer wieder stark gemacht – sei es in detailreichen historischen Arbeiten zum Gesindewesen in Schleswig-Holstein (1978), zur Stapelholmer Volkskultur (1981) oder zu Leibeigenen und Widerständigkeit im Schleswig-Holstein des 18. Jahrhunderts (1991). In vielen inspirierenden und wissenschaftlich weit nach vorne blickenden Aufsätzen – u.a. zur Grenzregion zwischen Deutschland und Dänemark (2016a), zur Kulturkritik um 1900 (2016d), zur Entstehung eines Erinnerungsorts um 1900 (2013a) oder zur Politisierung durch Bilderbögen (2010) – hat Silke Göttisch-Elten die Potenziale einer historisch dimensionierten Kulturanalyse vorgeführt, die methodisch reflektiert und theoretisch argumentierend vorgeht. In ihrem wissenschaftlichen Œuvre, das auf eine überaus produktive und vielseitige wissenschaftliche Biographie verweist und das immer auch zwischen historischer und gegenwartsorientierter Perspektive vermittelt, hat Silke Göttisch-Elten auch eine Vielzahl programmatischer Arbeiten vorzuweisen: Nahezu jede/r Studierende wird Silke Göttischs Beitrag zur Volkskultur (2003c) in Hans-Otto Hügels Handbuch zur Populären Kultur kennen, der pointiert die kulturwissenschaftlichen Debatten um Fund und Erfindung, um Folklore und Folklorismus, um Volkskultur und Moderne, um den Konstruktionscharakter von Volkskultur und die Heimatbewegung zusammenfasst und der den bisherigen disziplinären Diskurs so weiterdenkt, dass er an zahllose neue Forschungsfelder und theoretische Rahmen anschlussfähig ist. Und ebenfalls nicht mehr wegzudenken aus der universitären Lehre in der Europäischen Eth-

nologie ist Silke Göttisch-Eltens Aufsatz zur historisch-archivalischen Forschung (2001) in dem von ihr gemeinsam mit Albrecht Lehmann herausgegebenen Band zu den Methoden der Volkskunde. Silke Göttisch-Elten – so könnte man pointiert formulieren – hat nicht nur unser Denken über Volkskultur, über Alltag und die Geschichte der Vielen geprägt, sondern ganz wesentlich auch die Vermittlung kulturwissenschaftlichen Denkens und Argumentierens.

Und neben all dem, das für sich schon die Herausgabe einer Festschrift begründen würde, hat Silke Göttisch gleich mehrere Kongressbände der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde mit herausgegeben (2003a, 2005), sich in verschiedenen Beiträgen mit der Fachgeschichte und Situation der Disziplin (2016b, 2009, 2004a, 2003b) und mit kulturwissenschaftlich-volkskundlichem Wissen (2010) auseinandergesetzt und damit ganz zentral die Art und Weise beeinflusst, wie wir über die Geschichte und Gegenwart unserer Disziplin nachdenken.

Dass Silke Göttisch-Elten eine überaus produktive Wissenschaftlerin ist, die in vielfältigen Positionen – ob in der Kieler Hochschulpolitik (als Dekanin, Prorektorin oder als Vorsitzende des Senats), als Vorsitzende der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde oder als langjährige Fachgutachterin für die Deutsche Forschungsgemeinschaft und als Mitglied in unzähligen wissenschaftlichen Beiräten – in engagierter Weise das Fach mitgeprägt hat, dies hat 1990 schon Lutz Röhrich erkannt, als Silke Göttisch einen Ruf auf eine Freiburger Professur erhielt. In einem Brief an Wolfgang Mieder schrieb Röhrich im August 1990: „Frau Goetsch [sic] ist unter den Nachwuchsfrauen nicht nur die jüngste, sondern auch die beste. Und vor allem: sie kann historisch arbeiten.“¹

Bei allem Respekt vor Röhrichs Einschätzung – hier hat sich der Freiburger Erzählforscher geirrt: Silke Göttisch kann nicht nur historisch arbeiten, sie hat das Fach methodisch, theoretisch und mitunter auch im Sinne einer *engaged anthropology* (u.a. 2013b) in vielfältiger Weise auch im interdisziplinären Austausch profiliert, die höchst notwendigen historischen Perspektiven mit gegenwartsorientierten Arbeiten zusammengedacht (u.a. 2016c, 2011) und auf die großen Potenziale kulturwissenschaftlichen Denkens hingewiesen. Nicht nur dafür gilt es, Silke Göttisch-Elten zu danken. Die vorliegende Festschrift kann nur ein kleines symbolisches Dankeschön dafür sein, was viele Kolleginnen und Kollegen, von denen nur ein kleiner Ausschnitt hier mit einem Beitrag vertreten ist, Silke Göttisch-Elten menschlich, kollegial und wissenschaftlich verdanken.

Freiburg, am 8. Mai 2017

Markus Tauschek

1 Lutz Röhrich an Wolfgang Mieder, 27. August 1990. In: Mieder, Wolfgang (2007) (Hg.): „Freundschaft ist des Lebens Salz“. Dreieinhalb Jahrzehnte Korrespondenz zwischen den Folkloristen Lutz Röhrich und Wolfgang Mieder. Burlington, Vermont 2007: 237.

Dank

Diese Festschrift wäre ohne die engagierte Mitarbeit der Trägerinnen und Träger nicht entstanden – ihnen sei an erster Stelle gedankt. Daneben gilt es, Ursula Heckel und dem Waxmann Verlag zu danken für die großzügige Unterstützung für diesen Band und die Aufnahme in das Verlagsprogramm. Und schließlich möchte ich Ruth Weiand und Luise Schreck für die großartige Unterstützung bei der Bearbeitung der Beiträge danken.

Im Beitrag genannte Literatur von Silke Göttisch-Elten²

- Göttisch-Elten, Silke (2016a): Deutsch oder Dänisch? Kulturelle Vielfalt als nationale Differenz in der Grenzregion Schleswig um 1900. In: Horatschek, Anna Margaretha/Pistor-Hatam, Anja unter Mitarbeit von Gabriele Clemens, Silke Göttisch-Elten und Ulrike Jekutsch (Hg.): Identitäten im Prozess. Region, Nation, Staat, Individuum (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften in Hamburg, Band 6). Berlin, Boston: 150–167.
- ___ (2016b): National Ethnology Report Germany: European Ethnology as Discipline of Many Names. In: SIEF Newsletter, Jg. 14/2: 7–11.
- ___ (2016c): Swedishness – Anmerkungen zu einem deutschen Lebensgefühl. In: Niem, Christina u.a. (Hg.): Erfahren – Benennen – Verstehen. Den Alltag unter die Lupe nehmen. Festschrift für Michael Simon zum 60. Geburtstag (Mainzer Beiträge zur Kulturanthropologie/Volkskunde, 12). Münster: 105–110.
- ___ (2016d): Vom Ende der geordneten Welt – Kulturkritik und Krisenerfahrung um 1900. In: Bührer, Andreas u.a. (Hg.): Endlichkeit. Zur Vergänglichkeit und Begrenztheit von Mensch, Natur und Gesellschaft (Edition Kulturwissenschaft, 59). Bielefeld: 291–309.
- Göttisch-Elten, Silke (2010): Volkskunde: Übergang zwischen den Fächern. In: Völker-Rasor, Anette (Hg.): Frühe Neuzeit. Oldenbourg Geschichte Lehrbuch. Mit einem Geleitwort von Winfried Schulz. München: 203–216.
- ___ (2013a): Kriegslandschaften und touristische Eroberungen: Düppel 1864. Zur Konstituierung eines deutschen Erinnerungsortes um 1900. In: Kieler Blätter zur Volkskunde 45: 7–27.
- ___ (2013b): Schreiben als Intervention? Gertrud Bäumer und ihr Konzept einer weiblichen Wissenschaft. In: Binder, Beate u.a. (Hg.): Eingreifen, Kritisieren, Verändern!? Interventionen ethnographisch und gendertheoretisch. Münster: 90–103.
- ___ (2011): Mobilitäten. Alltagspraktiken, Deutungshorizonte und Forschungsperspektiven. In: Matter, Max u.a. (Hg.): Mobilitäten. Europa in Bewegung als Herausforderung kulturanalytischer Forschung [37. Kongress der deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Freiburg im Breisgau]. Münster 2011: 15–29.
- ___ (2010): Bilderbögen als Medien der Politisierung – Schleswig-Holstein um 1848. In: Fenske, Michaela (Hg.) Alltag als Politik – Politik im Alltag. Dimensionen des Politischen in Vergangenheit und Gegenwart. Ein Lesebuch für Carola Lipp (Studien zur Kulturanthropologie/Europäischen Ethnologie, 5). Münster: 433–444.
- ___ (2009): Richard Wossidlo – ein Pionier der wissenschaftlichen Volkskunde. In: Kieler Blätter zur Volkskunde 41: 9–20.

2 Eine vollständige Publikationsliste findet sich auf der Homepage des Kieler Seminars für Europäische Ethnologie/Volkskunde unter: <https://www.europaeische-ethnologie-volkskunde.uni-kiel.de/de/personenverzeichnis/prof.-dr.-silke-goettisch-elten> [08.05.2017].

- ___ (2005): Ort. Arbeit. Körper. Ethnografie Europäischer Modernen. 34. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Berlin 2003 (gemeinsam mit Beate Binder, Wolfgang Kaschuba und Konrad Vanja). Münster.
- ___ (2004a): Europäische Ethnologie/Volkskunde und ihre Quellen. Fachgeschichte und Fragestellungen. In: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 15 (Themenheft: Europäische Ethnologie): 135–144.
- ___ (2004b): Volkskunde, Europäische Ethnologie oder...? Auf der Suche nach disziplinärer Identität. In: Bendix, Regina/Eggeling, Tatjana (Hg.): Namen und was sie bedeuten. Zur Namensdebatte im Fach Volkskunde. Göttingen: 115–134.
- ___ (2003a) Komplexe Welt. Kulturelle Ordnungen als Orientierung. 33. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Jena 2001 (gemeinsam mit Christel Köhle-Hezinger). Münster.
- ___ (2003b): Europäische Ethnologie/Volkskunde – zur Umbenennung des Seminars für Volkskunde der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel. In: Kieler Blätter zur Volkskunde 35: 9–14.
- ___ (2003c): Volkskultur. In: Handbuch Populäre Kultur. Begriffe, Theorien und Diskussionen. Hrsg. v. Hans-Otto Hügel. Stuttgart, Weimar: 83–89.
- ___ (2001): Archivalische Quellen und die Möglichkeiten ihrer Auswertung. In: Götsch, Silke/Lehmann, Albrecht (Hg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. Berlin: 15–32.
- ___ (1991): „Alle für einen Mann...“ Leibeigene und Widerständigkeit in Schleswig-Holstein im 18. Jahrhundert (Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte Schleswig-Holsteins, 24). Neumünster.
- ___ (1981): Stapelholmer Volkskultur. Aufschlüsse aus archivalischen Quellen (Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte Schleswig-Holsteins, 8). Neumünster.
- ___ (1978): Beiträge zum Gesindewesen in Schleswig-Holstein 1740–1840 (Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte Schleswig-Holsteins, 3). Neumünster.

Regina F. Bendix

Georgia Augustin entwirft eine Serie

Georgia Augustin saß vor dem Fernseher.¹ Ein Glas Rotwein, Käse, Olivchen und ein schönes, krustiges Brot standen bereit. Sie zog die karierte Decke unter ihrem darauf schlafenden Kater Q hervor und wickelte sie um ihre hochgelagerten Beine. Während der Kater sich auf ihren Füßen erneut zum Schlummern einrollte, begann sie durch die Kanäle zu zappen und hoffte, irgendwo im Universum televisionärer Unterhaltung Ablenkung zu finden. Es war fast 20 Uhr, in der Werbung wechselten sich Anregungen dazu ab, wie frau auch im Alter schön und gesund bleibt, wie mit schnell gekochten Mahlzeiten die ganze Familie satt und mit drei verschiedenen Putzmitteln die Küche spiegelblank erhalten werden kann. „Wenn es mal eine Putzmittelwerbung gibt mit einem beglückt aussehenden, putzenden Mann, mach ich ein Kreuz an die Decke“, informierte Georgia ihren Q.

Sie versuchte erfolglos, die Erinnerung an den mühsamen Nachmittag zu verdrängen. Eben war eine Senatssitzung zu Ende gegangen, wo sie als Dekanin ihrer Fakultät mit einiger Mühe einen Besetzungsvorschlag für eine Professur in Alter Geschichte durchgebracht hatte. Die Vorbereitung der Akte für den Fakultätsrat hatte bereits einiger Interventionen bedurft, damit die Protokolle der Berufungskommission nicht zu detailliert Auskunft über eine nicht anhalten wollende Reihe von Querelen gaben. Eine studentische Vertreterin hatte nicht mitgeteilt, dass sie den Masterabschluss hatte und somit nicht mehr Studierende vertrat; der Kommissionsvorsitzende wiederum hatte der Dame zugesagt, sie dürfe zumindest beratend weiter dabei sein, hatte aber verfehlt, dies durch den Fakultätsrat bestätigen zu lassen, was wiederum ein auswärtiges Professorenmitglied zu einigermaßen wüsten Äußerungen verleitet hatte – wohlgemerkt an die nunmehr stellenlos promovierende Dame, nicht den säumigen Vorsitzenden. Das sich daraus entfaltende Drama hatte aus dem Protokoll getilgt werden müssen. Die Bewerbung eines Schwerbehinderten war übersehen worden und musste nachträglich noch mit dem entsprechenden Verantwortlichen durchgesprochen und erneut in der Kommission referiert werden. Ebenso unerfreulich war

Dank und Vorbemerkung: Als Projektleiterin innerhalb der DFG Forschergruppe 1091 „Ästhetik und Praxis Populärer Serialität“ (2010–2016) hatte ich Gelegenheit, verschiedene, mir neue Literaturen aus Literatur- und Medienwissenschaften kennen zu lernen und profitierte insbesondere vom Austausch mit meinen Mitarbeiterinnen Christine Hämmerling und Nathalie Knöhr, aber auch von dem Gesamtteam, geleitet von Frank Kelleter. Die Arbeiten dieser über sechs Jahre geförderten Gruppe können unter Popular Seriality <http://www.popularseriality.de/> [07.01.2017] eingesehen werden. Angesichts der Vielfalt von gendergerechten Schreibweisen erlaubt sich dieser Beitrag, von allem ein bisschen etwas zu nutzen, nicht zuletzt weil die Anstrengung rund um die Verhandlung gerechter orthographischer Repräsentation ebenso wie angemessener mündlicher Ansprache für alle potentiellen Genderidentitäten ebenfalls zu einem kleineren Moloch im universitären Alltag herangewachsen ist.

1 Georgia Augustin ist eine Professorin in den besten Jahren. Sie lebt mit ihrem schwarzen Kater Q und hat sich auch schon kriminalistisch betätigt (vgl. Bendix 2010). Mit fortschreitendem Alter neigt sie zu stets ungeduldiger werdender Auseinandersetzung mit den Arbeitsbedingungen an Hochschulen, was ihrer wissenschaftlichen Produktion nicht unbedingt zuträglich ist. Q findet das in Ordnung.

das Ausscheiden eines anderen auswärtigen Mitglieds zwei Tage vor den Vorstellungsvorträgen gewesen. Erst dann war erkenntlich geworden, dass er zwei der Kandidat_innen betreut hatte; das Einsetzen eines Ersatzes war zwar tatsächlich geglückt, aber auch hier war, wenngleich schon vor sechs Jahren, ein Betreuungsverhältnis vorhanden. Der Abschlussbericht hatte dies zumindest einigermaßen dezent behandelt. Zu guter Letzt entschloss sich der Kollege, um dessen Nachfolge es sich handelte, gegen die entstandene Liste anzugehen. Er rief gleich bei diversen Senatoren an, um sich für den Drittplatzierten und einzigen Mann auf der Liste stark zu machen. Glücklicherweise hatte Georgia durch eine Kollegin, die als Vertreterin für einen Senator immerhin Mails erhielt, von der Sache Wind bekommen und wiederum selbst im Rektorat und bei zwei ihr enger bekannten Senatoren Vorarbeit leisten können. Aber Echos der Diskussionsbeiträge der in dieser Amtsperiode wieder allesamt männlichen Senatoren hallten durch ihren Kopf. Zwei Mal seit sie in dieser Universitätsstadt eine Professur bekleidete, hatte man immerhin einige Kolleginnen im Senat gehabt, wenn auch aus Naturwissenschaft, Jura und Agrarökonomie – aber jetzt sah frau sich wieder einer Phalanx gegenüber, die trotz einiger gendermäßig durchaus aufgeschlossener Kollegen für Anrufe offen war wie denjenigen des sich in Ruhestand begebenden Historikers, mit seinen seitens der Angerufenen als überzeugend wahrgenommenen Argumenten dazu, dass die Erstplatzierte ja doch von wegen Familie höchstens pendeln würde und nach kurzer Zeit schon einen Ruf in ihrem jetzigen Wohnort erwarten könne.

Wann, so fragte sich Georgia, würde diese Art von Schachzügen unter Männern wohl enden? Und, so fragte sie sich weiter, mit einem Schluck Wein aus dem etwas sehr vollen Glas und einem Grad an Scham, wie gefeit war sie selbst dagegen, in einer von offen, ebenso wie latent männlicher Organisationskultur und Strategie geprägten Institution wie der Universität, nicht einfach Praktiken zu übernehmen, die Erfolg versprachen? In Vorbereitung auf die heutige Senatssitzung zumindest hatte sie dies getan, wenngleich sie sich auch durchaus bewusst war, dass ihre sorgfältige Vorbereitung der Berufungsakte, gemeinsam mit ihrer mit allen Pappenheimer_innen der Fakultät nur zu vertrauten Fakultätsreferentin, das nachputzende und vorausschauende Haushalten einer eher weiblichen Disposition verriet. „Wir müssen immer Beides können“, murmelte sie zu sich selbst und machte im Kopf gleich eine Fußnote zu James Scotts Klassiker *Domination and the Arts of Resistance*. Scotts Aufdecken davon, wie Unterdrückte durch die Beherrschung des herrschenden ebenso wie des unterdrückten – und den Herrschenden nicht geläufigen – Verhaltensmodus kleine Erfolge feiern und bisweilen auch Widerstand leisten können. Scotts Folie für ihren Arbeitsalltag war ihr nachwievor lieber als Sheryl Sandbergs Ratgeber an erfolgssuchende Frauen, sich ganz besonders tüchtig reinzulehnen – wenngleich sie zugeben musste, dass „Lean In“ das war, was eine Professur, ein Institut und ein Fach brauchten, nicht nur von Frauen, um in der ökonomisierten Universität nicht nur zu bestehen, sondern auch zu reüssieren.

Georgia Augustin schob sich eine Olive in den Mund und versank ein wenig in die mittlerweile laufende Wiederholung einer Episode von „Heißer Verdacht“ mit Helen Mirren als Detective Chief Inspector, kurz DCI Jane Tennison. Was war diese Frau beeindruckend! Diese Mimik im Umgang mit ihren Kollegen! Die Zigaretten und der angespannte Gesichtsausdruck am Fenster! Die Schlagfertigkeit! Die gab nicht auf, die bohrte, die steckte richtig was ein und kam doch wieder hoch und reüssierte. Georgia begann, sich an die Konturen des Falls zu erinnern, sie hatte die Serie ja schon bei der Erstaussstrahlung auf

BBC in Englisch gesehen und damals auch Diana Riggs einführende Ansage ganz besonders genossen.² Sie nibbelte an einem Stück Tilsiter und sinnierte über Polizistinnen, Detektivinnen und Inspektorinnen. Warum gab es keine Serie, wo ihre heiß geliebte Helen Mirren, oder die von ihr noch heißer geliebte Emma Thompson, oder Juliette Binoche oder Catherine Deneuve die Herausforderung des Professorinnendaseins verkörperte? Ein weiterer Schluck Wein. Jane Tennison entschloss sich gerade zu einem Schwangerschaftsabbruch, um ihre Karriere nicht zu gefährden. ‚So ist das für manche‘, dachte Georgia, ‚so wird das manchen auch bei uns suggeriert. Aber wieder andere möchten gar kein Kind. Und auch das wird ihnen dann wieder kritisch unter die Nase gerieben‘.

Wer sich mit populären Serien befasst,³ weiß in der Tat, dass beeindruckende Polizistinnen und Kommissarinnen, seien sie in Ausbildung oder bereits vorgerückt in Seniorität, in ebenso beeindruckender Zahl das Fernsehpublikum unterhalten. Medial sind sie, nach eher zögerlichem Anfang (vgl. Hißnauer u.a. 2014: 77–82), statistisch gesehen proportional wohl sogar zahlreicher geworden als im gelebten Alltag. Zwar gibt es deren weniger als *hard* und *soft boiled* Varianten männlichen Geschlechts,⁴ aber in der neben Kochshows wohl stärksten televisionären Unterhaltungsgattungsgruppe der Gegenwart, mit all ihren Untertypen vom singenden, gedankenverlorenen, einsamen und von der Vergangenheit gequälten Detektiv bis zum stets schussbereiten *CSI Navy*-Protagonisten,

- 2 Diana Rigg, dem Fernsehpublikum bestens bekannt als Emma Peel in der Agentenserie *The Avengers* (zu Deutsch *Mit Schirm, Scharm und Melone*, vgl. Junklewitz 2012), sprach für die PBS Ausstrahlung von *Prime Suspect* eine kurze Einleitung. Schon für die erste Episode formulierte sie die Essenz der Herausforderungen, die DCI Tennison stets begleiten würden: „A policeman’s lot may not be a happy one – but a policewoman’s is even worse, as we’ll see tonight in *Prime Suspect*, a thriller written especially for television. At the center of the story is Jane Tennison, a policewoman who has fought her way up through the male ranks of Scotland Yard to become a Detective Chief Inspector. In spite of her experience, her superiors have never allowed her to head a homicide investigation. DCI Tennison is one of a very select company. At the time *Prime Suspect* was written, there were only four female DCIs in Great Britain. And they’ve had to make some sacrifices for their success – as Tennison will when she finally gets a crack at that elusive prize – her own murder case. As a woman on a mostly male police force, she must endure the open hostility of the men under her command who are none too happy about taking orders from a woman. It’s no easier on the home front. Wrestling with these pressures takes an emotional toll on her, unwilling as she is to admit it. Because deep in her heart, Jane Tennison knows there’s one law a policewoman must obey above all others: Never let them see you cry.“ Zitiert aus Master Piece Theater – *Prime Suspect*, <http://www.pbs.org/wgbh/masterpiece/primesuspect12345/primesuspect1.html> [12.08.2016].
- 3 Populäre Serialität als ein fachübergreifendes Forschungsgebiet hat an Konturen gewonnen – wenn sich auch das Themenfeld einer Disziplinierung entzieht (vgl. Kelleter 2012). So trug die Abschlussstagung 2016 der DFG Forschergruppe 1091 den Titel „Seriality – Seriality – Seriality: The Many Lives of the Field that is not one“ (vgl. <http://www.popularseriality.de/konferenz/index.html> [05.01.2017]). Entsprechend gut eignet es sich als Forschungsfeld für die Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie, wo es Forschung hervorgebracht hat, die Brücken schlägt zwischen einer vormals zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit angesiedelten Erzählforschung und zur Medialität und Rezeption erweiterten Perspektive der Alltagskommunikation und Unterhaltung (vgl. Bausinger 2011, Bendix 2013, Frizzoni/Tomkowiak 2006, Frizzoni/Trummer 2016, Hämmerling 2016, Jenkins 2006, Mittell 2015) bis zu einer sich den Bedingungen der Kreativindustrien widmenden Arbeitskulturforschung (vgl. Knöhr 2016 und im Druck).
- 4 Zum Vokabular in der Gattungsdifferenzierung des Krimis, vgl. u.a. Frizzonis Monographie *Verhandlungen mit Mordsfrauen* (2009), die sich mit der Ausdifferenzierung der weiblichen Detektivin im Buchkrimi befasst. Frizzoni untersucht auch die gender-bending Dimension insbesondere im Frauenkrimi (125–144).

finden sich dennoch viele Frauen. In ihrer gelegentlichen Härte und sportlichem Durchhaltevermögen (man denke an Lena Odenthal, die joggende und Verdächtigen ausdauernder als ihre sämtlichen *Tatort*-Kollegen nachrennende *Tatort*-Kommissarin aus Ludwigshafen), detektivischen Erfolgsquote und Auseinandersetzungen mit widrigen Arbeitsbedingungen enthalten sie sowohl Identifikations- wie Vorbildpotential. Vorbild insofern, als das Aushalten-Können in einem hierarchischen, teilweise auch militärisch-anmutenden Arbeitsfeld für Frauen (wenn dies auch mit zunehmender Gleichstellung immer weniger betont wird) als besondere Herausforderung stilisiert wird.⁵ Wie vorbildhaft, stark und für Schauspielerinnen erfüllend die Rolle der Kommissarin ist, zeigte eine Ausstellung im Film- und Fernsehmuseum Berlin mit Fotoportraits von Herlinde Kölbl (vgl. Kubitz/Waz 2004). In ihrem Editorial fragten Peter Paul Kubitz und Gerlinde Waz, woher wohl der Erfolg dieser Frauen kommen könnte: „Was bringen sie zum Vorschein? Eine Utopie? Die Kluft zwischen gesellschaftlicher Wirklichkeit und Fernsehfiktion? Ein neues weibliches Selbstverständnis der postfeministischen Generation?“ (ebd.: 6).

Professorinnen, gar als Serienstaffeln tragende Hauptfiguren, gibt es in Fernsehserien selten, so dass sich auch nicht genug Material angesammelt hat, um Fragen, wie sie Kubitz und Waz zu Kommissarinnen stellen, an die Figur der Professorin zu richten. Leigh H. Edwards diskutiert deren zwei aus US-Serien, die über eine Staffel nicht herauskamen (2007) und befindet für beide, dass sie den beruflichen, intellektuellen Erfolg mit Graden des Verneinens oder halbwegs Scheiterns des Familiären kontrastieren. Dies findet man auch bei vielen Kommissarinnen. Damit ist – und eine *Comedy Serie* ist qua Gattung auch nicht dazu prädestiniert – weder der komplexen, lebensweltlichen Realität noch dem narrativen Potential des Professorinnen-Alltags Genüge getan. Man findet in Serien sehr wohl weitere Wissenschaftlerinnen und auch sie vornehmlich im Krimi: Pathologinnen wie etwa Silke Hall als Assistentin von Dr. Böhme im Münsteraner *Tatort* oder Dr. Laura Hobson als Pathologin und letztendlich Lebensgefährtin von Oxford Inspector *Lewis*; in der US-Serie *Bones* agiert neben dem wissenschaftlichen Multitalent Dr. Temperance „Bones“ Brennan auch eine forensische Pathologin sowie eine promovierte Laborassistentin; und schließlich ist der Typus wissenschaftlich ungemein innovative aber etwas verrückte forensische Assistentin cum Computerwissenschaftlerin, wie er in Form von Abby Sciuto in *Navy CIS* firmiert, zu einer für die Gattung Ermittler-Serie essentiellen Figur geworden. Lorna Jowett (2007) sieht in der wachsenden Anzahl arrivierter und gleichzeitig unglaublich eleganter und attraktiver Wissenschaftlerinnen im Fernsehen eine gesellschaftliche Verhandlung der Frage, ob und wie Frauen (Natur-)Wissenschaft verkörpern bzw. auch real meistern können – im Fernsehen heißt dies, auch bestimmt durch narrative Erwartungen, Klugheit und Erotik, Kompetenz und Romanzen als kombinierbar zu inszenieren.

Expertinnen auch der psychologischen Ausrichtung gibt es nicht nur im Krimi und natürlich gibt es Serien mit hochschulgebildeten Anwältinnen und Ärztinnen – diese Berufsfelder sind in televisionärer Fiktion so dicht vorhanden, dass sich, gleich wie für Kommissarinnen, Untertypen erstellen lassen.⁶ Darstellungen von Professorinnen im

5 Zum Komplex „Vorbild“ vgl. Lehmann 2009.

6 Für Kommissarinnen hat dies Deitze versucht, mit Karrieretypen wie etwa „die Wende-Kommissarin“; „die Frau von Format“ oder „professionelle Feminität“ (2004).

Universitätskontext finden sich vielleicht mal im Film – so etwa in *Mona Lisas Lächeln* von 2004 mit Julia Roberts, oder *Still Alice*, wo Julianne Moore für die Darstellung einer an Demenz erkrankten kognitiven Psychologin 2015 ein Oskar zu Teil wurde. Auch in *Iris* von 2001 geht es um Alzheimer, hier nachempfunden nach den Erinnerungen des Gatten der Schriftstellerin und Philosophin Iris Murdoch.⁷ Selbst wenn man über televisionäre und filmische Unterhaltung hinaus geht, sind Darstellungen von weiblichen HochschullehrerInnen in fiktionalen Werken sehr viel seltener als von männlichen, wie eine seminarvorbereitende Recherche zum Thema „Science in Fiction“ ergab.⁸ Wen erstaunt es da, dass verschiedene Professorinnen sich dazu entschieden haben, selbst insbesondere Krimis im Milieu der Universität zu verfassen (vgl. Bendix 2008)?

„Ein Tag wie der heutige wäre eigentlich Stoff für eine Situationskomödie“, dachte Georgia. „So absurd wie in einer Anwaltskanzlei oder einer Arztpraxis geht’s bei uns allemal zu.“ Sie schaute Jane Tennison zu, die gerade mal wieder von ihrem loyalen Detective Constable Richard Haskons gedeckt wurde, nachdem sie am vorigen Abend zu tief ins Whiskey-Glas geschaut hatte. „Welche Charaktere müssten denn rein in eine Serie über uns Frauen an der Uni?“, überlegte sie. Auf jeden Fall eine Sekretärin, bzw. eine MTV-Kraft, und schon die Entschlüsselung dieser korrekten Bezeichnung könnte vielleicht etwas Komik beinhalten. Vielleicht besser ein Sekretär? Gerade weil das so selten war? Sie erinnerte sich an Marco Manzano, der während einiger Jahre am Institut tätig gewesen war, bevor er ins Prüfungsamt wechselte. Er hatte zwei cremefarbige Pudel, deren Foto auf seinem Schreibtisch stand, und eine Keimneurose, weswegen er seine Tastatur jeden Tag vor Arbeitsbeginn desinfizierte. Seine Obsession hatte Georgia nervös gemacht und ihre Aufmerksamkeit auf die Krümelchen und kleinen Staubflöckchen in den Zwischenräumen ihrer eigenen Tastatur gelenkt. Sie schmunzelte ob der Erinnerung und machte sich eine mentale Notiz, vielleicht einmal mit einer Stricknadel oder einem Brieföffner etwas Sauberkeit herzustellen. Oder eine Schutzdecke für die Tastatur anschaffen! Marco hatte natürlich so eine gehabt. Im Dekanat gab es eine ungeheure Anzahl von MTV-Kräften, aber am Seminar vor allem eine, die SAP beherrschte und den Überblick über alle Vorgänge hatte. So eine Figur bräuchte es auf jeden Fall, sie könnte sich mit Hilfskräften befreunden und gleichzeitig dem Mittelbau durch ständige Disziplinierung das Leben schwer machen, etwa dem korrekten Ausfüllen von Dienstreise- und Dienstreisekostenabrechnungsfomularen.

Es würde Kolleg_innen im Seminar und an der Fakultät geben, vielleicht auch zwei oder drei gute Verbündete aus anderen Fakultäten. Projektmitarbeitende und Lehrbeauftragte für besondere Aufgaben. Der Hausmeister! Die Reinigungskräfte – so eine wie Frau Fellner, die vor zehn Jahren in Ruhestand ging und die an ihrem Geburtstag jeweils selbst

7 Dass der Verlust von mentaler und körperlicher Kompetenz für in der Wissenschaft Tätige besonders tragisch und deswegen besonders erzählenswert erscheint, zeigt sich auch bzw. in noch mehr Filmen rund um Männer: *A Beautiful Mind* von 2001 behandelt den psychisch kranken Mathematiker und (dennoch) Nobelpreisträger John Nash; *A Theory of Everything* bescherte Ed-die Redmayne 2015 den Oskar für seine Darstellung des bereits in jungen Jahren an einer Motoneuron-Störung erkrankten Stephen Hawking.

8 Ein Seminar mit diesem Titel durfte ich 2015 gemeinsam mit Brigitte Frizzoni in Zürich unterrichten, wobei wir uns auf eine erste Permutation stützen konnte, die ich gemeinsam mit Simone Winko 2011 in Göttingen unter dem Titel „Science in Fiction: Akademische Kulturen im Spiegel des Romans/Films/Unterhaltungsmedien“ anbot.

gebackenes Stachelbeerbaiser brachte und mit allen, die gerade da waren, Kaffee trank, gab es leider nicht mehr. Heute durften die Reinigungskräfte nur noch maximal zwanzig Minuten pro Flur aufwenden, Schreibtische wurden nicht mehr abgestaubt und Papierkörbe nur noch alle zwei Wochen geleert. Natürlich mussten auch Student*innen erscheinen. Und die Räume wären essentiell. Georgia verlor sich in Überlegungen dazu, ob man wohl die Akteur-Netzwerk-Theorie gewinnbringend nutzen könnte, um die Agency von Seminarraum-Mobiliar auf den Unterricht serientauglich-zynisch darzustellen. Sie erinnerte sich wehmütig an die schönen großen Tische, die sie gemeinsam mit einer Sekretärin erobert hatte – sie waren aus der alten Physik, die gerade umzog, ausgemustert worden. In zwei Seminarräumen in der alten Villa, wo das Seminar bis vor wenigen Jahren angesiedelt gewesen war, machten sich diese Tische ausgezeichnet. Solides Holz, breit genug um allerlei Hefte, Bücher und Schreibzeug und die unvermeidliche studentische Wasserflasche zu platzieren. Dann kam der Umzug ins neue Gebäude – jetzt imaginierte Georgia bereits Kameraeinstellungen – und die vom Architekten ausgewählten weißen Tischchen vermittelten der Lehre fortan etwas beengend Unbequemes. In der Serie würde man jetzt sehen, wie zwei Studierende Laptop und Notizblock auspackten und die Hälfte wieder in ihre Tasche zurücksteckten, weil bereits ein Papierstapel hinten runtergefallen war. Die Studierenden versuchten sich zu setzen und ihre Stühle verhakten sich ineinander, weil zwei Stühle zu breit waren, um nebeneinander an einen Tisch zu passen. Beide guckten irritiert. Georgia schmunzelte ob dem imaginierten Bild. Zusammen mit einem Weitwinkel-Blick auf den schlauchförmigen Raum, an dessen in Rohbeton belassenen Wänden zu spät gekommene Studierende sich mit großen Rucksäcken, Skateboards und Sporttaschen entlang zu schieben versuchten und dabei die bereits sitzenden Kommiliton/innen wieder zum Aufstehen zwangen, ließe sich die architektonische Unwissenheit ob dem Zusammenspiel von Raum und Lernen wunderbar aufzeigen. Und dann würden die selbsttätigen Jalousien runterfahren und das Seminar kurzzeitig in fluchende Dunkelheit tauchen.

Lehrende Frauen waren für diesen Uni-Neubau sicher nur begrenzt beigezogen worden, dessen war sich Georgia mehr als sicher. Im Geiste dankte sie erneut ihrer Kollegin, die rund um den Umzug Seminardirektorin gewesen war, was darin resultierte, dass ihr Seminar im Vergleich proportional zu anderen sehr viel mehr Räume erobert hatte. Die männlichen Seminarvorstände hatten nicht an Aufenthaltsmöglichkeiten, HiWi-Räume und Fachschaftsraum gedacht, noch hatten sie Archivraum für die beständig wachsenden Mengen an Haushaltsakten.

„Die erste Episode heißt ‚Der Umzug‘“, informierte Georgia ihren Kater, der seine Begeisterung mit einem leichten Ohrzucken zur Kenntnis gab.

Universitärer Alltag rückt seit kurzem verdienterweise in den Blick nicht nur parodistischer Sammlungen (z.B. Vec u.a. 2006), sondern auch kulturwissenschaftlicher Forschung, die über Pierre Bourdieus soziologischen Klassiker (1988) hinausgeht. *Doing University*, wie Brigitta Schmidt-Lauber ein Lehrforschungsprojekt in Wien und ein begleitendes Buch nannte (2016), ist im Sinne eines Verständnisses der Bedingungen und Praxen von Wissen-Schaffen nicht nur historisch relevant (vgl. Füßel 2006), sondern insgesamt als eine die Arbeitskulturen des universitären Forschens, Lehrens und Verwaltens durchleuchtende Perspektive unabdingbar. Science and Technology Studies haben den Blick auf das Labor und die soziokulturell ebenso wie materiell geprägte Genese

von naturwissenschaftlichen Wissensbeständen offen zu legen begonnen. Die Erweiterung der Wissenschaftsgeschichte zur Wissensgeschichte und Wissensforschung öffnet sich für die Bedingungen und Praxen universitären Arbeitens in unterschiedlichen Disziplinen. Das institutionelle Miteinander wird offengelegt, regt zu dessen Verstehen an und fordert zur kritischen Reflektion heraus.

Die Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie befasst sich seit langem mit der Erforschung von Arbeitskulturen und ist dabei längst von einem anfänglichen Duktus des *studying down* abgerückt. Mit jüngsten Tagungen der dgv-Kommission Arbeitskulturen zur „mental Seite der Ökonomie“, die sich auch emotionalen Dimensionen verschiedener Berufsmilieus bzw. deren individueller Verarbeitung gewidmet hat (vgl. Seifert 2014, auch Hochschild 2003), sowie der 2015er Kommissionstagung „Ästhetisierung der Arbeit: Kulturanalysen des kognitiven Kapitalismus“, befasst sich das Fach mit Dimensionen, die universitäre Arbeitsbedingungen zutiefst betreffen. Diese kommen universitätspolitisch auch durchaus zur Sprache: Burn-out als die am schnellsten ansteigende Diagnose in allen Bereichen universitären Tuns geistert allenthalben durch internationale, akademische Informationsorgane. Die Ökonomisierung akademischer Wissensproduktion wird seit Jahren vom Forscher_innengespann Cris Shore und Susan Wright untersucht (vgl. jüngst Wright/Shore 2017) und wurde auch von Fachfrauen vor kurzem unter dem mehr als angemessen doppeldeutigen Titel „Der Preis der Wissenschaft“ diskutiert (vgl. Färber u.a. 2015). In dieser thematischen Sektion der *Zeitschrift für Kulturwissenschaft* befassten sich Beiträger_innen u.a. auch mit den Auswirkungen von Akkreditierungsverfahren und Rankings auf universitäre Alltage. Typisch für wissenschaftliche Berufskulturen wird die wachsende Frustration mit einer sich rapide wandelnden Arbeitskultur vieler bereits tätiger oder aspirierender Hochschullehrender weniger mit politischer Aktivität oder gar Protest (Beamte_innen dürfen nicht protestieren...) als mit dem, was Wissenschaftler/innen am besten können, konfrontiert: Forschung.⁹

Inzwischen hatte Georgia den Fernsehton leiser- und ihren Laptop eingeschaltet. „Situationskomödie ist nicht, was wir brauchen“, informierte sie das Katzentier, das inzwischen lang ausgestreckt auf dem Rücken lag und sein luxuriöses Bauchfell zum Kraulen anbot. Wollte man universitären Alltag nicht nur aber auch in seiner schlechtergeprägten, irritierenden und gleichzeitig gesellschaftlich eigentlich so wesentlichen Komplexität öffentlichkeitswirksam auf den Bildschirm bringen, so musste Quality TV her. Den Begriff hatte ein amerikanischer Medienforscher vor einigen Jahren in die Forschergruppe eines Kollegen eingebracht.¹⁰ Wenn sie das Qualitätssiegel nicht unbedingt treffend fand, so doch das, was der Vortragende damit gemeint hatte: Fernsehgeschichten, die gleich guten Romanen so richtig ans Eingemachte gingen, die sich über Episoden zu komplexen Erzählungen verdichteten, so dass Zuschauende nicht einfach jede Woche mal wieder einschalteten, weil es halt zum Alltag gehörte, sondern nach Möglichkeit gleich eine ganze Staffel verschlangen. Und danach tippten sie über Twitter, Facebook oder gar in altmodischen Leserbriefen an

9 Allein seit September 2016 hat die Autorin dieses Beitrags drei Aufforderungen erhalten, an Befragungen renommierter Institutionen teilzunehmen zur Überlastung von Hochschullehrenden, zur Situation des Mittelbaus und zum Verhältnis von Lehre, Forschung und Administration.

10 Jason Mittell (2015) durchleuchtet den Begriff „quality tv“ ausführlich; zu dessen Deutung und Nutzung vgl. auch Jahn-Sudmann/Kelleter 2013.

die „Quality“ Tagespresse die Gründe ihrer tiefen Erschütterung ein, die Quellen ihres nicht enden wollenden Lachens und ihrer Identifikation und Sorge um die gebeutelten Figuren sowie ihre Bewunderung für das Autorenteam, das ein Milieu, eine Familie, eine historische Epoche, oder eben jemanden wie DCI Tennison in ihre Wohnstube gebracht hatte.

Für Georgia war die Ökonomisierung der Universität die Tragödie ihrer Berufslaufbahn. Sie hatte die Universität als eine frei stehende Säule in der Gesellschaft, in der Welt begriffen, ein Wirkungsfeld wo Bildung vermittelt wurde in einem Kontext sich beständig weiter entfaltender Forschung, beides wiederum finanziell getragen von Gesellschaften, die die Rolle von Wissen in all seinen Formen von Erkenntnis, Anwendung, Interpretation und, ja, auch Ästhetik, als unabdingbar für das Gemeinwohl anerkannten. Während ihrer Jahrzehnte als Doktorandin, Postdoc, Professorin, Dekanin, Präsidentin ihrer Fachgesellschaft, Mitglied unzähliger Kommissionen, Beiräte und Herausgebergremien hatte sie die Verwandlung der vielleicht verkrusteten aber einigermaßen eigenständigen Institution Universität in einen Wirtschaftsbetrieb über alle Bereiche ihres Berufslebens erfahren. Das Bild von Charlie Chaplins Körper in einem riesigen System von Rädern und Rädchen in Modern Times, passte mehr und mehr auch für Studierende und Lehrende. Im Bemühen, tatsächlich problematische Verkrustungen, inklusive im Bereich Geschlechterparität, aufzulösen und zu erneuern, war weniger auf Normsetzungen des akademischen Selbstverständnisses zurückgegriffen, weniger aus sich selbst heraus gedacht worden. Georgia dachte mit Grauen an ein dem Dekanekonzil vorgelegtes Organigramm, aus dessen pastellfarbenen Kolorierungen sich die weitere logarithmische Zunahme an administrativen Vorgängen nur zu gut ablesen ließ. Die administrativen Stellen im Prüfungsamt waren binnen eines Jahrzehntes angeschwollen, die Lehrstellen dagegen reduziert. Gespart wurde immer im Bereich der Lehre. Bisweilen fühlte sich Georgia wie der alte Cato: *ceterum censeo administratio esse delendam*. Ob sie wohl den lateinischen Fall hier richtig getroffen hatte?

„Eine Episode kriegt den Titel: Die Stabsstellen“, freute sich Georgia, und begann, im Laptop Erinnerungen dazu festzuhalten, wie ein mittlerweile zum Glück wieder verschwundener Vizepräsident für Finanzen nicht zwei, nicht vier, nein, acht neue Stabsstellen aufgebaut hatte. Sie war damals Mitglied der Kommission für Steuerung und Finanzen und hatte deshalb auch Einblick gehabt in die Organisation dieser neuen Stellen, die jede mit drei bis fünf weiteren administrativen Arbeitsplätzen ausgestattet waren. Ein halbtägiger Workshop mit einem Coach aus einer ausländischen Metropole „zur Verbesserung der Kommunikation unter den Stabsstellen“ für die Kleinigkeit von 10.000 Euro war ihr in besonders unerfreulicher Erinnerung geblieben. Unerfreulich und bedrückend, weil ihr bei jeder Gremientätigkeit stets bewusster wurde, dass sich als gewähltes Mitglied aus der Fakultät wenig erreichen ließ. Die Handlungsmöglichkeiten der Universitätsleitung waren derjenigen eines CEO sehr ähnlich geworden und der Ertrag aus Gremienmitarbeit bestand vor allem im Generieren, Korrigieren und Gutheißen von Protokollen, die den Schein der in der professoralen Stellenbeschreibung festgeschriebenen Mitarbeit in der universitären Selbstadministration wahrte und unzählige wache Stunden des Diskutierens mit schlussendlichem Abstimmen verschlang. Wollte man wirklich etwas ausrichten, so musste man auch immer mehr an verantwortungstragenden Positionen übernehmen. Auf der noch recht niedrigen Sprosse der administrativen Macht als Dekanin fühlte sie oft ihre Ohnmacht im Angesicht des Bestrebens nach ansehen- und damit wirtschaftsträchtigen Wisenserfolgen und Wettbewerbsansprüchen des Präsidiums.

Sie notierte Stichworte zu Emails, die im Lauf der letzten Monate bei ihr angekommen waren: „nennen Sie uns doch bei nächster Gelegenheit Personen aus Ihrer Fakultät, die preisverdächtig sind“; „ermuntern Sie Ihre kleinen Fächer dazu, sich beim Ausschreiben der Stiftung Balderdasch ‚schönste Blüten der Orchideenfächer‘ zu beteiligen“; „verdeutlichen Sie bitte ihrer Slawistik, dass die chronische Unterbelegung zu einer Reduktion der Lehrstellen führen wird“. In ihrer Serie, entschied Georgia, würde es die Episode „Die Orchideen und das Unkraut“ geben. Da würde eine neu gewählte Dekanin zum Aufbau des Esprit de Corps in der Fakultät zum frühlingshaften Kostümball einladen. Die Idee der kleinen Fächer, sich als Orchideen zu inszenieren, würde von den Großdampfern der Fakultät, den Historiker_innen und Germanist*innen erfahren werden, die sich dann als Wiesensauerampfer, Günsel und natürlich Löwenzahn verkleiden würden und begleitet von unzähligen als Bienen firmierenden Hilfskräften zeigen würden, dass Unkraut erheblich mehr zum Honig (gleich Studierendenzahlen) der Fakultät beiträgt als das mittlerweile selbst im Supermarkt käufliche Orchideengewächs. Mittels eines Landeshistorikers, der als Riesenbärenklau auftauchen würde, gedachte Georgia das symbolische Gift, das unter ehr- und eifersüchtigen und daher oft nicht zu kollektiven Aktionen zu vereinigenden Geisteswissenschaftler_innen grassiert, ins Narrativ einzumischen. Und vielleicht noch ein bisschen was an Wolfsmilch? Echte? Vielleicht eine Magenvergiftung unter den Sinologen, deren Zentrum dank finanzieller Unterstützung aus Industrie und China selbst geradezu unheimlich angewachsen war? Und anschließendem Untersuchungsausschuss mit einem weiterführenden Erzählstrang, der Missbrauch des Exkursionsbudgets, Missachtung der Initiative für gendergerechte Toiletten und Mobbing einer Mitarbeitenden zu Tage führen würde?

Im zweiten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts sind Universitäten mit den Ansprüchen von in weit mehr als zwei Optionen diversifizierter Genderidentitäten beschäftigt. Dennoch lohnt es, die institutionellen Praxen der Universität und wie sie sich im Alltag erfahrbar machen zu überdenken, auf die in ihr über Jahrhunderte eingeschriebenen und nachwirkenden Logiken zu überprüfen und dies wiederum mit dem Habitus von freiem Wissenschaften abzugleichen. Es mag zu kurz gegriffen sein, die Frustrationen von Aspekten universitärer Lebenswelt hergebrachtem, männlichem Organisationsstil und den daraus entstandenen Strukturen und Praktiken zuzuschreiben, doch lässt sich der Studie zur Arbeitswelt von Professorinnen und Professoren *Das Geschlecht läuft immer mit ...* (Schultz u.a. 1991) nach wie vor etwas abgewinnen, vielleicht insbesondere, um den Wandel im Auge zu behalten und auch herauszuarbeiten, was genau sich gewandelt hat.

So könnte man vielleicht argumentieren, dass zumindest im Aufblättern neuer Forschungsschwerpunkte der Zuwachs an Frauen einen Einfluss hat. In ihrem Beitrag zu einer Tagung, die Formen der Intervention, auch in der Universität, ethnographisch und gendertheoretisch diskutierte, betrachtete Silke Götsch-Elten das Konzept einer weiblichen Wissenschaft von Gertrud Bäumer. Angelehnt an Marianne Weber intervenierte Bäumer schreibenderweise in einer männlich geschaffenen und denkenden Wissenschaft. Götsch sieht Bäumers Versuche aus heutiger Sicht als zu kurz greifenden, aber dennoch erkennbaren Entwurf eines Konzepts von Wissenschaft, „das über den männlich geprägten Wissenschaftsbegriff hinausweist“ und eine „Verteilung von Zuständigkeiten ein[fordert], geschlechtsspezifische Arbeitsteilung, wenn man so will“ (Götsch 2013:

99). Bäumlers Überlegung, Empathie als eine weibliches Forschende leitende Ingredienz zu betrachten, hat sich durchaus konkretisiert. Gerade wenn frau etwa an die insbesondere durch die amerikanische Soziologin Arlie Russel Hochschild in den 1980er Jahren initiierte Forschung zu emotionaler Arbeitsbelastung denkt (2003) oder den Aufbau großer Projekte zu Gefühlen unter Leitung von Ute Frevert am MPI für Bildungsforschung in Berlin, zeigt sich im Aufblühen der Emotionsforschung auch eine aus Gendererfahrung erwachsene intellektuelle Interessenslage.

Die Disposition für Forschungsfelder ist jedoch kaum der einzige Bereich universitären Alltags, in welchem Geschlechterrollen und Macht – auch in paradoxer oder unerwarteter Weise – greifbar werden. Hier zeitigt der Wandel andere Blüten. Gleichstellungsbemühungen haben im Bereich der Professuren noch lange nicht zu Parität geführt. In der universitären Administration und in unzähligen Stellen mit Unterstützungs- und Beratungsfunktion dagegen sind Frauen in der Überzahl. Promovierte Frauen, die der Selbstausschöpfung auf dem Weg zu einer Professur müde sind, wechseln ins Wissensmanagement. Pressestellen, Kongressbüros, Internationalisierungsinitiativen, Fundraising, Consulting, Alumni-Büros und Assistenzen für leitende Personen der Verwaltung sind vornehmlich weiblich besetzt. Personalabteilung und bisweilen auch die Justiziarate sind geschlechterparitätisch oder mehrheitlich weiblich besetzt. Sekretariate und insbesondere Dienstleistungszentren als diejenigen Stellen, die für die sachgerechte Implementierung administrativer Regeln und Abläufe einstehen, sind fast ausschließlich weiblich besetzt. So kommt es, dass Wissenschaftlerinnen ebenso wie Wissenschaftler, die sich wegen ihres Feuers für Forschung und Lehre eine akademische Laufbahn gesucht und dabei auch reüssiert haben, v.a. Repräsentantinnen des enormen universitären Apparates gegenüberstehen. Deren Empathievermögen wird, ganz im Sinne von Michael Herzfelds *The Social Production of Indifference* (1992), gezügelt und diszipliniert durch die Wirkmacht administrativer Strukturen, deren (bisweilen störrischer) digitaler Manifestation, den daraus resultierenden Praktiken sowie dem erheblichen Druck, der durch immer mehr administrative Dimensionen mit entsprechender Rechenschaftsablegung heranwächst. Ein viermal wegen fehlender und/oder falscher Setzung von Häkchen aus dem Dienstleistungszentrum retournierter Kostenrückerstattungsantrag drückt das oft in Händen von Frauen liegende Machtpotential dieser Verästelungen der Institution Universität aus. Pflichterfüllung und Macht vereinen sich und fordern Effizienz und nerventötende Zuwendung zu Formularen von Köpfen, die ihren Beruf als Wissen-Schaffende oft gerade auf der Flucht vor bürokratischer Logik gewählt haben.

Eine dringende Forschungsfrage für eine empirisch arbeitende Kulturwissenschaft generiert sich aus diesen Konfrontationen und Burn-out-Quellen: was heißt Selbstadministration im universitären Gefüge und wie hat das Selbst – die Wissen-Schaffenden – die Zügel seiner Administration verloren? Sinnvoll und für die Zukunft der Wissenschaften in der Gesellschaft unabdingbar ist eine öffentlichkeitswirksame Darstellung der zunehmenden Einkerkung von Wissenschaft in von Logiken des Wirtschaftens geprägten Institutionen, denn nur so lassen sich auch öffentliche Unterstützende finden, um sie daraus zu befreien. Serielle Narrative sind dafür nicht ungeeignet, bringen sie doch seit den Tagen von Charles Dickens und Honoré de Balzac teilgesellschaftliche Probleme ins Visier von einer über die Betroffenen hinausgehenden Leser- und Zu-

schauerschaft.¹¹ In der Öffentlichkeit sind es nach wie vor abgeschottete Elfenbeintürme, die das Bild von Wissenschaftler/innen dominieren, selbst manche Politiker_*innen, die über Hochschulbudgets verfügen, ermangeln der Vorstellung, wie der Arbeitsalltag an Hochschulen aussieht. Dass Universitäten und damit Wissenschaft längst gleich dem Gesundheitswesen wirtschaftlichen Gesetzen genügen müssen, bleibt gleichsam unsichtbar. Ein Besinnen auf die *Logic of Care*, wie Annemarie Mol sie nicht nur für den Umgang mit Krankheit, sondern für das gesamtgesellschaftliche Gefüge einfordert, würde dem Patienten Universität genauso zur Verbesserung von Alltagserleben verhelfen wie den von Mol ethnographisch begleiteten Diabetespatientinnen und -patienten (2008).

Über Geschlechterrollen hinausgehende Ergründung von Care bzw. Fürsorge im Dickicht universitären Alltags könnte ihren Anfang durchaus in der Fiktion des Seriellen nehmen – man erinnere Benedict Andersons *Imagined Communities* (1983) und die Macht, die das Fiktionale sich ihrer kollektiven Situation nicht besinnenden Gemeinschaften vermitteln kann.¹²

Mittlerweile waren Brot und Käse aufgegessen, der Wein hatte einem Wasserglas Platz gemacht, und Georgia schrieb emsig weiter, während im verstummen Fernseher der spätnächtliche Marathon von Der Mentalist begonnen hatte. Zwei weitere Episoden hatte sie bereits skizziert. In „Das Zeugnis“ gedachte sie einen vor kurzem ausgetragenen Mailaustausch mit einer ehemaligen Projektmitarbeiterin zu verarbeiten. Die junge Frau hatte gute Arbeit geleistet, aber ihre Reaktion auf das ausgestellte Zeugnis ließ Georgias Puls immer noch hochschnellen. Georgia hatte in ihren über dreißig Jahren an verschiedenen Universitäten zahllose Zeugnisse verfasst und glaubte sich dem Format, das sie ärgerlich fand in seiner kodierte Normierung, mehr als gewachsen. Aber: Das Mädel hatte ihr doch tatsächlich das Zeugnis zurückgeschickt, durchgängig korrigiert und mit Anmerkungen versehen, welche Formulierungen sie vorziehen würde. Besonders prägnant blieb ihr ein Satz in der sehr ausführlichen Begleitmail: „Der erste Abschnitt ist Ihnen recht gut gelungen, aber danach fällt Ihr Stil merklich ab“. Das hatte man also von drei Jahren der Unterstützung, unzähligen Stunden der Diskussion, mehrmals korrigierten Kapitelentwürfen und daneben Teilhabe an Heirat und erster Geburt. Die Episode würde die Serienhauptfigur – wie Georgia mittlerweile entschieden hatte – Frau Prof. Dr. Valentina Speranza, einen ihrer Kollegen und diverse Projektmitarbeitende durch die Problematiken von befristeten Stellen und das Labyrinth von Fördermaßnahmen insbesondere für Frauen führen. Denn zu Georgias Konsternation trug das Mentoring exklusiv für junge Akademikerinnen zwar auch zu deren Fähigkeit, einen Bewerbungsvortrag selbstbewusster vorzutragen, bei. Aber

11 Dass viele Akademiker_innen – zumindest diejenigen, die jeweils in der Zeitschrift *Forschung und Lehre* des Deutschen Hochschulverbandes portraitiert werden, im Fernsehen höchstens Nachrichten sehen oder zu Protokoll geben, gar keinen Fernseher zu besitzen, lässt einen allerdings kaum auf die Zustimmung von Berufsgenoss_innen hoffen. Dabei, und dies beweist eine auf Rezeption getrimmte klassische Erzählforschung genauso wie die Forschung zu populären Medien bzw. spezifisch zur populären Serialität, durchwirken Erzählungen den Alltag sehr viel effektiver als Wissenschaft – solange die Gattung richtig gewählt und gut konzipiert ist.

12 Um nicht gänzlich der falschen Idealisierung der Möglichkeiten von Hochschullehrenden beschuldigt zu werden, gebe ich natürlich zu, dass mir unterschiedliche Dispositionen vis-à-vis der ökonomisierten Universität sehr wohl vertraut sind. Dennoch: „hope springs eternal“ und in diesem Sinne schreibe ich weiter Geschichten mit Georgia Augustin, auf dass andere sie auf ihrer Suche nach einer besseren Verankerung der Wissenschaft für Gegenwart und Zukunft begleiten.

es trug auch Früchte wie diesen Zeugnisdisput, in welchem sich Georgia wie eine abgemahnte Dienstleisterin empfand. Vermutlich hatte die junge Frau neben den Zeugnistratgebern auch gleich noch Peter Modlers Das Arroganz Prinzip – so haben Frauen mehr Erfolg im Beruf verschlungen. Das Buch gab es mittlerweile schon in der vierten Auflage und Georgia hatte es auch schon in der Bibliothek des Gleichstellungsbüros, wo sie gelegentlich an Projekten mitarbeitete, in der Hand gehalten. Die Zeugnis-Episode gab Georgia schwer zu denken und steigerte ihren Feuereifer für die Idee: was für Verwirrungen doch in ihrer Arbeitswelt und auch in ihrem eigenen Kopf entstanden! So eine an sich einfache Bitte um ein Zeugnis war binnen einer Woche zu einer Abfolge von Aussagen und Positionierungen geworden, aus welchen eine Kulturanthropologin glatt die ungute Überschneidung gleich mehrerer Transformationen von Rollen im Betreuungs- und Angestelltenverhältnis in der Matrix ökonomisierter und wettbewerbsgetriebener Universität mit Gleichstellungsauftrag herausziehen könnte! Aber als Serienepisode, so wählte Georgia mittlerweile, wäre die ästhetische Wucht und damit das Potential nach Veränderung so viel effektiver als im wissenschaftlichen Aufsatz mit belegten Aussageereignissen.

*Am Ende der ersten Staffel sollte die Episode „Ein Besuch in Aberdeen“ stehen. Da besuchte die Postdoktorandin Fiona gemeinsam mit ihrer Chefin Valentina Speranza eine Tagung in dieser schottischen Universitätsstadt. Die dortigen Kolleg_innen, die sich gleich Valentina für die Anwendbarkeit des spatial turns in der Sachkulturforschung interessierten, hatten in fast euphorischer Aufregung gebeten, vor dem ersten Tagungsdinner doch noch den Auftakt des Campus Movements „we take back our university“ anhören zu gehen. Georgia hatte durch eine Freundin hiervon gehört und war völlig begeistert vom Mut und der Entschlossenheit der dortigen Kolleg*innen. Der Ethnologe Tim Ingold, dessen Arbeiten Georgia einigermaßen bewunderte, wenn sie sie auch nicht immer verstand, war auch schon mal auf ihrem Campus gewesen und hatte einen etwas verschrobeneren Vortrag mit Cello gehalten und sich in der Diskussion als sanfter, zwinkernder, aber ziemlich dickköpfiger Wissenschaftler erwiesen. Aber gerade eine solche Disposition schien Georgia wesentlich, um der kranken Universität zu Gesundheit zu verhelfen. In ihrer Episode sollten Fiona und Valentina von der Campus Revolution in Aberdeen beflügelt werden und bereits im Flugzeug nach Hause einen Schlachtplan entwerfen, mit welchem sie ihre heimischen Artgenossen auf Aufruhr und Erschaffung einer besseren Uni trimmen wollten. Für ihre Skizze hatte sie einen Auszug aus einem offenen Brief von Ingold gefunden und eingebaut: „We, staff and students of the University of Aberdeen, are angry. We are angry about the way our academic community and our commitment to education and scholarship have been eaten away by a corrosive regime of management that works by bullying and intimidation. We have watched in anger and dismay as fundamental principles of trust, professionalism and freedom of expression on which academic life depends have been crushed under an avalanche of mindless bullet points, dehumanising and dysfunctional IT systems, arbitrary directives and sham consultations.“¹³*

13 Der Textauschnitt stammt aus einem offenen Brief von Tim Ingold auf der Seite des Councils for the Defense of British Universities vom 18. Juni 2016: Reclaiming the university of Aberdeen: <http://cdbu.org.uk/reclaiming-the-university-of-aberdeen/> [07.01.2017]. Die Aberdeen-Bewegung unterhält eine eigene Website auf welcher u.a. auch der Gesamttext des Manifests gefunden werden kann: <https://reclaimingouruniversity.wordpress.com> [07.01.2017].

Sie las dem Kater, der gerade von einem Spaziergang draußen zurückkehrte, das Zitat laut vor. „Großartig, findest Du nicht? Genau so ist das doch!“ Sie fütterte Q ein paar getrocknete Fischchen und fand einen noch nicht verzehrten Schoko-Osterhasen für sich selbst. Vielleicht war das Zitat auch Teil des Aberdeen-Manifests, aber für Serien waren Fußnoten ja vielleicht nicht so essentiell – obwohl? Sie meinte sich an juristische Dimensionen in der Serienproduktion zu erinnern und auch an die Unterstützung von Experten. Sie würde vielleicht gleich Ingold als Experten beiziehen!

Es war sehr spät geworden. Der Mentalist war sicher schon zwei Spuren von Red John begegnet. Wie das so geht, wenn eine zu lange aufbleibt und schreibt, spürte sie gerade, wie ihr inneres Feuer sich auf Sparflamme reduzierte. Sie hatte dank zweier Serien beforschender Promovendinnen, einer ganzen Reihe begeisterter und beeindruckender serienforschender Kolleg_innen anderswo und diverser eigener Lektüren genug gelernt, um zu wissen, dass ihre Episoden-Skizzen noch nicht den gewünschten, prägnanten Erzählkern ergaben, mit welchem sich eine Serienautorin bei einer/m Redaktor/in oder einem Studio vorstellig macht, um ihre Idee zu pitchen (vgl. Knöhr im Druck). „Aber fürs Pitchen kleiden wir uns dann neu ein“, grinste sie zu sich selbst und notierte noch kurz im Laptop ein paar Stichworte für eine der ersten Episoden: „Frau Professor kleidet sich ein“ würde die heißen – denn Valentina Speranza sollte, so verlangte es ja schließlich die Fachliteratur zu klugen Frauen in Serien, chic sein, und auch dafür hatte Georgia einige gute Beispiele in ihrem Alltag. Sie stellte den Computer und den Fernseher aus und trug Geschirr und Gläser in die Küche. „Wie sollte die Serie denn heißen?“ fragte sie sich beim Zähneputzen. „Vielleicht sollte sie in Dänemark spielen, was meinst Du?“ rief sie zum Kater, der es sich schon auf ihrem Kopfkissen bequem gemacht hatte. Auf den Notizblock auf ihrem Nachttisch kritzelte sie noch „Der Pilot¹⁴: Our time has come – or has it?“ Während sie wegdriftete, musste sie sich eingestehen, dass wohl weder Helen Mirren noch Emma Thompson für Valentina Speranza zur Verfügung stehen würden. Aber vielleicht die Dänin, die die Journalistin Katrine in Borgen gespielt hatte...

Literatur

- Anderson, Benedict (1983): *Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*. London.
- Bausinger, Hermann (2011): *Wie ich Günther Jauch schaffte: 13 Zappgeschichten*. Tübingen.
- Bendix, Regina F. (2013): Teilhaben: Zur Tatort-Rezeption im sozialen Netzwerk Facebook. In: *kulturen. Volkskunde in Niedersachsen* 7/1: 30–44.
- Bendix, Regina F. (2010): Ein Fall für Georgia Augustin? Akademischer Krimi als Therapie. In: Fenske, Michaela (Hg.): *Alltag als Politik – Politik im Alltag. Dimensionen des Politischen in Vergangenheit und Gegenwart*. Münster: 161–176.
- Bendix, Regina F. (2008): Formatfrustrationen. Geschlecht, Biographie, Wissen und Wissensproduktion. In: Haibl, Michaela/Timm, Elisabeth (Hg.): *Wissen und Geschlecht*. Wien: 91–111.
- Bourdieu, Pierre (1988): *Homo academicus*. Frankfurt a.M.
- Dietze, Gabriele (2004): Die Kommissarin: eine deutsche Medienkarriere. In: Kubitz, Peter Paul/Waz, Gerline (Hg.): *Die Kommissarinnen*. Berlin: 119–139.

14 In der Fachsprache der Serienproduktion ist ein Pilot der Auftakt einer neuen Serie, mit welcher die erste Staffel eröffnet und die Publikumswirksamkeit getestet wird (vgl. Lexikon der Fachbegriffe zu Serien: <http://www.serienjunkies.de/glossar/pilot.html> [05.01.2017]).

- Edwards, Leigh H. (2007): *Dangerous Minds: The Woman Professor on Television*. In: Inness, Sherrie A. (Hg.): *Geek Chic. Smart Women in Popular Culture*. New York: 121–136.
- Färber, Alexa u.a. (2015) (Hg.): *Der Preis der Wissenschaft. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf die Ökonomisierung akademischer Wissensproduktion – eine Einleitung*. (Zeitschrift für Kulturwissenschaft 1): 11–16.
- Frizzoni, Brigitte (2009): *Verhandlungen mit Mordsfrauen. Geschlechterpositionierungen im „Frauenkrimi“*. Zürich.
- Frizzoni, Brigitte/Tomkowiak, Ingrid (2006) (Hg.): *Unterhaltung. Konzepte – Formen – Wirkungen*. Zürich.
- Frizzoni, Brigitte/Trummer, Manuel (2016) (Hg.): *Erschaffen, Erleben, Erinnern. Beiträge der Europäischen Ethnologie zur Fankulturforschung*. Würzburg.
- Füssel, Marian (2006): *Gelehrtenkultur als symbolische Praxis. Rang, Ritual und Konflikt an der Universität der Frühen Neuzeit*. Darmstadt.
- Götttsch-Elten, Silke (2013): *Schreiben als Intervention? Gertrud Bäumer und ihr Konzept einer weiblichen Wissenschaft*. In: Binder, Beate u.a. (Hg.): *Eingreifen, Kritisieren, Verändern!? Interventionen ethnographisch und gendertheoretisch*. Münster: 90–103.
- Hämmerling, Christine (2016): *Sonntags 20:15 Uhr – „Tatort“*. Zu sozialen Positionierungen eines Fernsehpublikums. (Göttinger Studien in Kulturanthropologie/Europäischer Ethnologie, 5). Göttingen.
- Herzfeld, Michael (1992): *The Social Production of Indifference*. Chicago.
- Hießnauer, Christian u.a. (2014): *Föderalismus in Serie. Die Einheit der ARD-Reihe Tatort im historischen Verlauf*. Paderborn.
- Hochschild, A. R. (2003): *The Managed Heart: Commercialization of Human Feeling* (20. anniv. ed.). Berkeley.
- Jahn-Sudmann, Andreas/Kelleter, Frank (2012): *Die Dynamik serieller Überbietung: Amerikanische Fernsehserien und das Konzept des Quality TV*. In: Kelleter, Frank (Hg.): *Populäre Serialität: Narration-Evolution-Distinktion. Zum seriellen Erzählen seit dem 19. Jahrhundert*. Bielefeld: 205–224.
- Jenkins, Henry (2006): *Convergence Culture. Where Old and New Media Collide*. New York.
- Jowett, Lorna (2007): *Lab Coats and Lipstick: Smart Women Reshape Science on Television*. In: Inness, Sherrie A. (Hg.): *Geek Chic. Smart Women in Popular Culture*. New York: 30–48.
- Junklewitz, Christian (2012): *Mit Schirm, Charme und Melone*. In: Klein, Thomas/Hießnauer, Christian (Hg.): *Klassiker der Fernsehserie*. Stuttgart: 27–33.
- Kelleter, Frank (2012): *Populäre Serialität. Eine Einführung*. In: ders. (Hg.): *Populäre Serialität: Narration – Evolution – Distinktion*. Bielefeld: 11–46.
- Knöhr, Nathalie (2014): *“The Professional Practice of Serial Audio Drama Production in the Age of Digitization.”* In: Loock, Kathleen (Hg.): *Serial Narratives. Special Issue of Literatur in Wissenschaft und Unterricht 47/1-2*: 159–173.
- Knöhr, Nathalie: *Welcome to the Soap Factory – Die Welt des industriellen Serienschreibens. Workshopbeitrag am Institut für Populäre Kulturen, Universität Zürich, 2. Juni 2016*.
- Knöhr, Nathalie (im Druck): *Die Kunst des Pitchens. Selbstvermarktung als Teil der Arbeitskultur Serienschreibender*. In: Sutter, Ove (Hg.): *Ästhetisierung der Arbeit – Kulturanalysen des kognitiven Kapitalismus*.
- Kubitz, Peter Paul/Waz, Gerline (2004) (Hg.): *Die Kommissarinnen*. Berlin.
- Lehmann, Albrecht (2009): *Vorbilder als Kulturthema. Zur lebensgeschichtlichen und kulturellen Bedeutung von Nachahmung*. *Zeitschrift für Volkskunde* 105: 169–84.
- Modler, Peter (2013): *Das Arroganz-Prinzip: so haben Frauen mehr Erfolg im Beruf*. Frankfurt a.M.
- Mittell, Jason (2015): *Complex Television. The Poetics of Contemporary Television Storytelling*. New York.
- Mol, Annemarie (2008): *The Logic of Care. Health and the Problem of Patient Choice*. London.
- Sandberg, Sheryl/Scovell, Neil (2014): *Lean In: Frauen und der Wille zum Erfolg*. Berlin.

- Schmidt-Lauber, Brigitta (2016) (Hg.): Doing University. Reflexionen universitärer Alltagspraxis. Wien.
- Schultz, Dagmar u.a. (1991): Das Geschlecht läuft immer mit ...: die Arbeitswelt von Professorinnen und Professoren. Pfaffenweiler.
- Scott, James (³1992): Domination and the Arts of Resistance. New Haven.
- Seifert, Manfred (2014) (Hg.): Die mentale Seite der Ökonomie. Empathie im Arbeitsleben. Dresden.
- Vec, Miloš u.a. (2006) (Hg.): Der Campus-Knigge. Vom Abschreiben bis Zweitgutachten. München.
- Wright, Susan/Shore, Cris (2017) (Hg.): The Death of the Public University? Uncertain Futures for Higher Education in the Knowledge Economy. Oxford.

„Was die Frau von Berlin wissen muss“

Die Stadt um 1900 als Möglichkeitsraum bürgerlicher Frauen

Schreiben als Intervention – diese Form des Eingreifens in Gesellschaft diskutierte Silke Götttsch in ihrem Beitrag zur Tagung „Eingreifen, Kritisieren, Verändern!“ der Kommission Frauen- und Geschlechterforschung in der dgv, die sich mit dem Konzept der Intervention auseinandergesetzt hat (vgl. Binder u.a. 2013). Eine Vertreterin der bürgerlichen Frauenbewegung bot Silke Götttsch dabei Anlass wie Ausgangspunkt: Gertrud Bäumer hatte sich in den Jahren vor dem ersten Weltkrieg mit mehreren Schriften zu Wort gemeldet, in denen sie „den „eigen(artig)en Ort“ – so die zusammenfassende Formulierung von Silke Götttsch für diese Suchbewegung – von Frauen im männlich dominierten Feld der Wissenschaft zu bestimmen suchte (Götttsch-Elten 2013: 98). Von einem naturalisierten Konzept des Frauseins ausgehend erweiterte Bäumer in ihren Beiträgen, so Silke Götttsch, die Vorstellung von Wissenschaft, indem sie erstens den besonderen intellektuellen Beitrag von Frauen betonte, zweitens Geschichte und Kultur als durch Geschlecht strukturiert fasste und daher drittens von Wissenschaft forderte, an die konkreten Lebenserfahrungen von Frauen anzuschließen. Auch methodisch griff Bäumer in bestehende wissenschaftliche Ordnungen ein, indem es ihr „mit dem Konzept der Empathie um eine Erweiterung bisheriger Erkenntnismöglichkeiten [geht], deren Relevanz bislang in männlich dominierten Diskursen verhandelt wurde“ (Götttsch-Elten 2013: 102).

Mit meinem Beitrag greife ich das Thema „Schreiben als Intervention“ auf, fokussiere allerdings nicht den Kampf um (wissenschaftliche) Anerkennung von Frauen. Vielmehr interessiert mich deren Ort in der Großstadt. Als Bezugspunkt und Quelle dient mir ein 1913 erschienener Stadtführer für Frauen.¹ Mit dem über 400 Seiten starken Band „Was die Frau von Berlin wissen muss“ möchte die Herausgeberin Eliza Ichenhaeuser den Leserinnen – und an zweiter Stelle auch den Lesern – „einen geistig, künstlerisch und sozial vertieften Führer durch Berlin in die Hand“ legen (Ichenhaeuser 1913b: 12). Mich interessiert, welches Bild von Berlin in diesem Buch „von Frauen für Frauen“ entworfen wird. Was wird hier wie präsentiert und welche Räume der Stadt finden Beachtung? Ich kann dabei an bereits vorliegende Forschungen anknüpfen: In Despina Stratigakos Untersuchung „A Women’s Berlin“, durch die ich auf den Band aufmerksam wurde, dient er als eine Quelle, um den Beitrag von Frauen an der – im wörtlichen Sinn – gebauten Stadt zu rekonstruieren (vgl. Stratigakos 2008); Iris Schröder fragt nach urbanen Formen der Geselligkeit (vgl. Schröder 2006); bei Herrad-Ulrike Bussemer dient er als Ausgangspunkt für sozialgeschichtliche Betrachtungen der Situation von Frauen im Berlin der Jahrhundertwende (vgl. Bussemer 1988). Mit den drei

1 Ich übernehme die im „Frauenbuch“ angelegte dichotome und heteronormative Geschlechterordnung, auch wenn damit vielfältige Erfahrungsräume und Lebensweisen unsichtbar gemacht werden (zu diesen Spuren des „Anderen“ vgl. z.B. Hirschfeld 1991/1904, Binder 2012).

Autorinnen werde ich den Stadtführer zunächst als spezifische Form der Repräsentation der Stadt lesen, die Auskunft über Wahrnehmungsweisen des Urbanen von bürgerlichen Frauen liefert. Im Sinne des „Schreibens als Intervention“ verstehe ich die versammelten Beiträge jedoch auch als performativen Eingriff: Sie stellen Lesarten von Berlin bereit, die an Erfahrungswelten bürgerlicher Frauen anschließen und diese zugleich auch (prä-)figurieren (vgl. Binder 2012). Aus dieser Perspektive trägt das „praktische Frauenbuch“ auch dazu bei, die Stadt schreibend (mit) zu gestalten. Denn indem den Leserinnen Blicke auf Berlin präsentiert werden, werden ihnen auch Möglichkeitsräume für eigenes Agieren in der Stadt aufgezeigt. Aus dieser Perspektive macht das Buch die Stadt „greifbar“ (vgl. Färber 2010) und konzipiert mit seinen Hinweisen und Perspektivierungen lokalen Raum (vgl. Lefebvre 2006). Von ihrem spezifischen Standpunkt aus formatieren die Beiträge die Wahrnehmung von Berlin (vgl. Tuan 1977). Schreiben als Intervention zu verstehen, meint also beides: Ein Bild der Stadt zu entwerfen, in dem Frauen-Räume einen zentralen Bezugspunkt bilden, und ein Bild von Frauen in der Stadt bereitzustellen, das neben die im Haus waltende Frau die Figur einer aktiven, am städtischen Leben partizipierenden – in den Worten des Bandes „denkenden“ – Frau stellt. Im Folgenden werde ich zunächst genauer auf den Stadtführer, daran anschließend auf das von Berlin gezeichnete Bild, auf die sichtbar werdenden Räume weiblicher (Inter-)Aktion und schließlich auf die in den Beiträgen eingeschriebenen Selbstverständlichkeiten wie auch auf Auslassungen eingehen.

1.

Es kann gut sein, dass „Was die Frau von Berlin wissen muss“ auch im Haushalt von Gertrud Bäumer und Helene Lange bereitlag.² Denn obzwar der Band zunächst „der praktischen Orientierung der Fremden“ dienen sollte, enthielten die Beiträge, so Eliza Ichenhaeuser einleitend, „auch für die Berlinerinnen selbst eine Fülle des Neuen und Belehrenden“ (Ichenhaeuser 1913b: 12), dabei auch manches, „was die Männer von Berlin wissen sollten“ (Ichenhaeuser 1913: 13). Tatsächlich handelt es sich nicht um einen Touristenführer, der auf Sehenswürdigkeiten, Hotspots touristischer Visiten und die besten Konsum- und Freizeitangebote der Stadt aufmerksam macht und dabei die Stadt entlang von Besichtigungstouren organisiert. Wie auch Despina Stratigakos betont, unterscheidet sich das Buch grundsätzlich von einer solchen räumlich organisierten Beschreibung Berlins, wie sie etwa der berühmteste Stadtführer der Zeit, der Baedeker, zur Verfügung stellte (vgl. Stratigakos 2008: 3f.). Vielmehr bot das „praktische Frauenbuch“ thematisch gegliedert Einblicke in unterschiedliche Felder und Aktivitäten urbanen (bürgerlichen) Lebens. Die Herausgeberin, die bereits einige Bücher publiziert und selbst eine Gruppe für selbstständige Journalistinnen gegründet hatte,³ konnte nach eigener Aussa-

2 Die Aktivitäten dieser beiden zentralen Vertreterinnen der bürgerlichen Frauenbewegung werden natürlich erwähnt (z.B. auf S. 174); sie waren zudem mit einigen der Autorinnen bekannt, z.B. mit Alice Salomon und Josephine Levy-Rathenau, die auch an dem von Lange und Bäumer herausgegebenen „Handbuch der Frauenbewegung“ mitgewirkt haben (vgl. Schaser 2000: 97, Göttert 2000).

3 Vgl. Sophie Pataky (1898): Lexikon deutscher Frauen der Feder, Bd. 1. Berlin: 387–389: <http://www.zeno.org/nid/20009050558> [04.09.2016].

ge „kompetente Führerinnen“ gewinnen, die mit ihrem Namen nicht nur für die Zuverlässigkeit ihrer Berichte und Angaben bürgten, sondern selbst auch meistens zu den Protagonistinnen der Frauenbewegung zählten. Auch die Initiatorin, „Fräulein Gunda Berg“, gehörte zu den vielen zu dieser Zeit in Berlin lebenden Schriftstellerinnen und selbstständigen Journalistinnen, konnte aber ihr Werk nicht vollenden. Begründet wird das Erscheinen des Buchs mit dem „Wissenshunger“ von Frauen: Wie andere Städte auch lohne Berlin des Studiums, doch seien Frauen „die Schätze des Wissens am längsten verschlossen“ gewesen. Sie seien daher nicht nur die „eifrigsten Bücherleserinnen“ – ein in dieser Zeit mit ambivalenten Konnotationen aufgeladenes Bild –, sondern stellten auch „das größte Kontingent zu den Museumsbesuchern, und auch im Theater sind sie, sobald es sich um ernste Kunst handelt, zahlreicher als die Angehörigen des starken Geschlechts.“ Eben weil Frauen in der Stadt unterwegs seien, werden sie

„es doppelt angenehm empfinden [...], wenn ihnen die Möglichkeit gegeben wird, Berlin vom künstlerischen, wissenschaftlichen, literarischen, politischen, dramatischen, musikalischen und sozialen Standpunkt kennen zu lernen, wenn sie über die Frauenbewegung, über das Unterrichtswesen und die maßgebenden Frauenberufe in Berlin ebenso zuverlässig orientiert werden wie über die vom praktischen Standpunkt nicht minder wichtigen Fragen“ (Ichenhaeuser 1913b: 11).

Im Unterschied zu dem von Helene Lange und Gertrud Bäumer herausgegebenen „Handbuch der Frauenbewegung“ befasst sich das Stadtbuch jenseits der politischen Aktivitäten mit dem gesamten Spektrum bürgerlichen Kulturlebens, von Literatur, Theater und Museen bis zu Mode, Clubleben und Geselligkeit; informiert wird auch über Verkehrswesen, Schaufensterkunst und Wohnungsverhältnisse. Insgesamt versammelt der Band auf knapp 300 Seiten 24 Aufsätze, die durch etwa 150 Seiten illustrierte Anzeigen aus dem „Berliner Geschäftsleben“ sowie ein dazugehöriges Bezugsquellenregister ergänzt werden. Die Anzeigen sind bezogen auf die Inhalte des Bands: Da im redaktionellen Teil Aktivitäten der in Berlin organisierten Frauenbewegung einen zentralen Bezugspunkt bilden, weisen die Anzeigen neben Haushalts-, Mode- und Körperbezogenem auch auf Ausbildungs-, Berufs- und Organisationsmöglichkeiten für Frauen hin (vgl. auch Schröder 2006: 275f.).

Zwar adressieren die Autorinnen ihre Leserinnen nicht eindeutig, doch „the guidebook positioned all its readers, in their desire to engage with the modernity of the metropolis, as new women“, urteilt Despina Stratigakos (Stratigakos 2008: 11). Der Band richtet sich an bürgerliche Frauen, denen als Stadtbürgerinnen ein selbstverständliches „Recht auf Stadt“ (Lefebvre) sowie eine eigene soziale wie politische Agenda zugesprochen werden. Zudem werden sie als Konsumentinnen und Hauswirtschafterinnen adressiert, egal ob sie als Alleinstehende für sich selbst sorgen oder einem größeren Haushalt vorstehen. Neben allgemeinen Informationen wird gezielt politische Bildung angeboten. Damit reiht sich der Band offensiv in den Kampf für das Frauenwahlrecht ein. Denn, wie die Oberlehrerin Margarete Treuge in ihrem Text „Was die Frauen vom Parlament wissen müssen“ argumentiert, Frauen, die teilhaben wollen am politischen Leben, dürfen „nicht aus einem bloßen Gerechtigkeitsgefühl und einem Drang nach Betätigung heraus ihre Forderungen stellen; sie müssen die Formen unseres staatlichen Lebens kennen [...]“ (Treuge 1913: 74).

Im Folgenden interessiert mich jedoch nicht so sehr das präsentierte politische Programm – das mit Iris Schröder und Herrad-Ulrike Bussemer durchaus ambivalent zu bewerten ist (Bussemer 1988, Schröder 2006) –, sondern vielmehr, welches Bild von Berlin durch die Lektüre der Texte evoziert wird. Wie gestaltet sich die Erzählung eines, wie Iris Schröder es formuliert, „in vielen Bereichen geschlechtssegregierte[n] urbane[n] Leben[s]“ (Schröder 2006: 276) im Verhältnis zum Gesamt der Stadt? Was wird sichtbar von Berlin, wenn, in den Worten von Despina Stratigakos, „the women’s guidebook gave the impression of floating its readers through the more diffuse and complex spheres of a new world“ (Stratigakos 2008: 3)? Auf was lenken die Autorinnen die Aufmerksamkeit und wie sollte sich die „denkende Frau“ in der Stadt bewegen?

2.

Wie ein roter Faden zieht sich durch die Beiträge ein Gefühl des Aufbruchs und des Werdens. Zwar zum Teil eher am Rande berichten die Autorinnen über Bautätigkeiten, Bevölkerungszug, Technisierung und neue Lebens- und Arbeitsformen und beziehen sich damit auf den Umbruch, in dem sich die Stadt seit der Gründung des Deutschen Kaiserreichs befindet. Auch eigene Erfahrungen und Beobachtungen finden ihren Platz, obzwar die Beiträge eher in einem nüchtern informierenden Ton verfasst sind. Im ersten Aufsatz berichtet Frida Schottmüller ausführlich über „Die bildende Kunst in Berlin“: Von der Herausgeberin in der Einleitung als „Frl.“, also ledig, sowie als „wissenschaftliche Hilfsarbeiterin bei den Königl. Museen“ vorgestellt, widmet sich die Autorin zunächst dem Stadtbild, bevor sie auf Museen, Ausstellungen und Galerien eingeht. Schottmüller charakterisiert Berlin als Weltstadt, „deren Größe und Reichtum mit andern diesseits und jenseits des Ozeans wetteifern kann“ (Schottmüller 1913: 13). Doch sei es nicht die Lage der Stadt oder deren planvolle Anlage, sondern vor allem der „Menschenschlag, oder besser die Atmosphäre, die auch die Zugezogenen rasch in ihren Bannkreis zwingt, sie zielstrebig, lebenstüchtig und lernbegierig macht.“ (Schottmüller 1913: 13) Nach Hinweisen auf markante Gebäude und Denkmäler geht die Autorin auch auf die „Schönheit“ der modernen Architektur ein. So lobt sie beispielsweise den einfallsreichen Fassadenschmuck der neuen Kaufhäuser (Schottmüller 1913: 23) oder die „interessanten neuen Formen“ der von Alfred Grenander entworfenen Bauten für Hoch- und Untergrundbahn (Schottmüller 1913: 25); dagegen kritisiert sie das Rathaus in der Königstraße als öde und bewertet das Reichstagsgebäude als unproportioniert (Schottmüller 1913: 24). Ihr Fazit lautet: „Durchgehend ist unserer neuesten Architektur handwerkliche Tüchtigkeit und verständige Sachlichkeit nachzurühmen“; sie attestiert den Baumeistern einen „gesunden Stilwandel“, der beim Entwurf einzelner Häuser Rücksicht auf den Gesamteindruck der Straße nehme (Schottmüller 1913: 25). Auch bei den Museen stellt sie alt neben neu und weist auf die jüngsten Kunstsammlungen und Galerien hin, die mit „Futuristen, Kubisten usw.“ bekannt machen, dabei nicht nur „Interesse für die Gegenwartsbestrebungen befördern“ sowie „Liebe und Verständnis für alte und neue Kunst“ steigern, sondern auch dem „praktischen Zweck“ dienen, den „Verkauf zu vermitteln“ an die vielen „durchreisenden Fremden“ (Schottmüller 1913: 43). Auch Jarno Jessen – ein Pseudonym von Clara Viebig – schwärmt vom Auf-